

Maurice de Martin - **Zwischen den Türmen**

Ich sitze auf dem Teppich eines Kinderzimmers.

Um mich herum Eisenbahnschienen, Traktoren, Stofftiere, Büschel von Hundehaaren und durch die Ritzen des alten Bauernhofs zieht es unangenehm kalt.

Mein kleiner Sohn Oscar baut einen Turm aus Legosteinen, mit der konzentrierten Ernsthaftigkeit eines kleinen Schöpfers. Dann kippt er die ganze Kiste darüber. Alles fällt um. Er lacht verschmitzt und aus dem Durcheinander beginnt er wieder vom Neuen.

Was für Erwachsene Zerstörung ist, ist für ihn Bewegung. Spiel.

Er weiß noch nichts von jenem tragischen Zustand zwischen Entstehen und Vergehen, den wir später *Leben* nennen.

Ich sehe ihm zu und während die Steine über den Boden rollen, spüre ich, wie in mir eine andere Landschaft aufgeht.

Im Jahr 2013 fuhr ich in Nairobi vom Hauptquartier der Vereinten Nationen in *Gigiri* in Richtung *Kibera*, einem der großen Slum-Distrikte am Rande der Stadt. Unser Weg führte durch einen Außenbezirk mit einem seltsamen, beinahe zärtlichen Namen:

Karen

Mein Fahrer Simeon, den das Goethe-Institut engagiert hatte, mich sicher durch Nairobi zu bringen, sagte mir, das sei der Vorname einer dänischen Schriftstellerin, die hier in den Zwanzigerjahren eine Farm besessen habe. Ihr Haus sei heute ein Museum. Es gebe einen berühmten Film über ihr Buch über diese Zeit: *Out of Africa*.

Damals ahnte ich noch nicht, dass der Namen Karen Blixen noch einmal zu mir zurückkehren würde.

Zu jener Zeit war ich so viel unterwegs wie nie zuvor – nicht nur im geografischen Sinn. Als Jazzmusiker ging ich auf Tournee, arbeitete zugleich für die Vereinten Nationen und lehrte an einer

Hochschule in der Schweiz. Auch meine Mutter war Schlagzeugin und mit ihrer „Internationalen Damen Showband“ bis zum Schluss auf Tour. Ihr Rhythmus war im Mutterleib wohl mein erstes Zuhause. Als sie starb — ich war zweieinhalb — blieb mir nichts als dieser Rhythmus, ihre unvollendete Bewegung im Raum, die ich fortzutragen versuchte.

Heute bin ich mir sicher: Mit diesem Schicksal im Hintergrund war es mir unmöglich, zu lernen, irgendwo anzukommen – oder es überhaupt zu wollen. Stattdessen habe ich verinnerlicht, weiterzugehen, immer weiter, in neue, unbekannte Gegenden, und mich nur in dieser Unruhe wirklich zuhause zu fühlen.

Ein britischer Offizier, Colonel Stuart, den ich damals in Gigiri kennenlernte, trug dieselbe Unruhe in sich. Wir gingen einmal durch die schottischen Highlands, Regen peitschte uns waagrecht ins Gesicht. In diesem Sturm sagte er mir, dass er es kaum noch aushalte, länger als ein paar Tage bei seiner Familie in Glasgow zu bleiben. Nicht aus Mangel an Liebe, sondern weil seine Erfahrungen in Somalia und anderen *Crisis Scenarios* dort keinen Platz fanden. Wenn er seinen Freunden im Pub davon erzählte, erntete er nur höfliches Unverständnis, oder den Verdacht, er übertreibe. Ich dachte damals: War da eventuell manchmal auch etwas Neid mit dabei? Vielleicht geht es hier ja um eine besondere Form des *Münchhausen-Syndroms*: wer Dinge erlebt, die außerhalb des gewohnten Vorstellungsraums liegen, wird irgendwann bezichtigt, zu lügen.

Dieses Schicksal teilen Menschen wie er. Wie Blixen. Und, fürchte ich, auch ich.

Erst vor ein paar Tagen sah ich Karen Blixen wieder, in einem Film über ihr Leben mit dem schönen Titel „The Dreamer“. Eine erschöpfte Frau, die zwanzig Jahre in Afrika gelebt und dann alles verloren hatte — Farm, Körper, Liebe.

Im Interview mit einem dänischen Radioreporter am Ende des Films sagte sie:

Wer Gott wirklich liebt, liebt die Veränderung!

Aus der Leere des in der Heimat ohne irgendetwas Ankommens begann sie zu schreiben. Und aus dieser Leere wurde langsam neue Bedeutung.

Ich hatte zwar keine Kaffeefarm in Kenia.

Aber ich stand mit einer Zigeunerkapelle drei Tage lang ohne Pause auf der Bühne. Ich lief mit einer Geisha durch den nächtlichen Monsunstorm von Tokio. Ich rettete in einer Zugtoilette irgendwo in Osteuropa ein Neugeborenes vor dem Erfrieren. Ich erschien auf dem Cover eines polnischen Reiseführers über Rumänien, im traditionellen Kostüm eines transsilvanischen Großbauern. Ich betete mit einem griechisch-orthodoxen Mönch im Allerheiligsten seines Klosters auf der Insel Rhodos — dort, wo sonst nur der Priester eintritt — für die Fruchtbarkeit meiner Frau. Ich trommelte mit buddhistischen Mönchen auf einer Insel an der nordkoreanischen Grenze. Ich schwamm mit Delfinen durch eine sternklare Nacht vor dem Donaudelta. Ich wurde nach dem Verlassen eines Jazzclubs lange nach Mitternacht am Tompkins Square verprügelt — wahrscheinlich hat die Streife, die um die Ecke am Broadway stand, mir das Leben gerettet. Ich wurde im bitterkalten Winter in Bukarest von Straßenhunden krankenhausreif gebissen und habe mir in einem Überlandbus in Bulgarien die Krätze geholt. Ich liebte eine Interpol-Agentin im Baskenland. Ich sprach im Palais des Nations vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen.

Und zwischendurch knetete ich in einer Pizzeria in Apulien Teig und nannte mich *Mauri*.

Ein befreundeter Philosoph sagte einmal:

„Bei dir ist alles möglich — UNO-Gesandter oder *Hartz IV* in Berlin. Niemand weiß, wohin deine Reise führt! Aber auf jeden Fall bist du einer der wenigen, die ich kenne, die dem, was da draußen passiert, etwas Positives abgewinnen können!“

Vielleicht stimmt das.

Vielleicht auch nicht.

Wo ist der Ursprung dieses Flüchtigen?

Der erste Klang, der sich in mir festgesetzt hat, war das Dröhnen einer Autobahnbrücke. Nacht für Nacht hörte ich die Lastwagen über mir fahren, während ich in einem Kinderzimmer bei meinen Großeltern in Neckarsulm lag. Dieses Geräusch war meine Wiege. Ich schlief dabei wunderbar!

Jahre später, allein in einem Schlafwagen irgendwo in Osteuropa, hörte ich genau diesen Klang wieder, und da wusste ich plötzlich: Da ist es, das Gefühl, das mein ganzes Leben immer wieder irgendwo auftaucht und auch wieder verschwindet. Es hat Dekaden gedauert, bis ich es lokalisieren

und darüber reflektieren konnte. Geborgenheit durch Bewegung. Zuhause im Vorbeifahren. Und dabei immer ganz wunderbar schlafen!

Seit jeher habe ich diesem gut verinnerlichten Gefühl alles untergeordnet. Die Musik. Die Reisen. Die Menschen.

Ich bin ein *Touring Musician* geworden, nicht weil mein Selbstbewusstsein viele Konzerte braucht, sondern weil ich nicht stillstehen kann. Meine Schwiegermutter sagt, man müsse irgendwann mal Wurzeln schlagen. Sie versteht nicht, dass meine Wurzeln längst gewachsen sind – im *Dschungel des Nirgendwo*, zwischen Bäumen, Lichtungen, dunklen Senken. Ihr Mutterinstinkt sagt ihr: da gibt es ein unlösbares Paradox, zwischen der Natur des Schwiegersohns und dem Job, den er jetzt als Familienvater eigentlich hat. Sie misstraut ihm und ich weiß nicht, ob sie ihm vertrauen sollte.

Und seitdem unser Sohn Oscar da ist, fließt die Zeit wirklich anders und sämtliche Zusammenhänge haben sich darüber neu geordnet. Das Fließen ist nicht mehr wie das einer Straße ins *Nirgendwo*, sondern wie ein Atem. Und ich sitze auf einem Bauernhof am Rand des Erzgebirges, höre den Wind, die Traktoren, den Schlaf meines Kindes.

Innerlich bin ich immer noch unterwegs – und manchmal bringt mich das in einen Zustand der Verzweiflung – dann muss ich aber gleich die Windeln wechseln und alles ist wieder OK.

Vielleicht sind meine Frau Anne, mein Sohn und unser Hund die ersten Türme, die ich nicht hinter mir am Horizont des nächsten *Karura-Forests* verschwinden sehen will. Sie stehen hoch über den Bäumen, wie die Köpfe an den langen Hälsen der Giraffen in diesem bewegten und verwachsenen Gelände — und kommen mir dabei fast vor wie diese burgartigen *Torres* aus römischer Zeit, die in regelmäßigen Abständen an der apulischen Küste stehen und die auch heute noch den Weg zwischen wilder See und sicherem Hafen markieren.

Oscar wirft seine Türme um.

Ich knie mich daneben.

Wir bauen neu.

Dabei wandere ich in Gedanken wieder in den *Urwald*, gehe die alten Pfade ab und schreibe nach und nach alles auf, was links und rechts aus dem Dickicht herausspringt.